



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Der Kaiser in Italien. Krönung in Bologna 1530

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Aber er werde sich gern alsbald durch Savoyen und Piemont zum Kaiser begeben, um dem Feldzug Nachdruck zu verleihen.

Am 20. Oktober nach der Messe wurde in der Kathedrale von Notre Dame, unter großem Aufgebot vornehmer Herren und im Beisein der Gesandten von England, Venedig, Mailand, Florenz und Ferrara, die etwas widerwillig erschienen waren, der Friede beschworen. Darauf gab der König den Gesandten ein Frühstück im bischöflichen Palais. Abends waren sie beim Grandmaitre, der sich noch einmal besondere Mühe gab für den Herzog von Ferrara, den Schwager des Königs als Gemahl der einst viel verhandelten Renate. In denselben Tagen und in ähnlicher Feierlichkeit beschwor auch Karl seinerseits zu Piacenza den Frieden in Gegenwart des Admirals von Frankreich.

Der Kaiser in Italien. Krönung in Bologna 1530

Denn inzwischen hatte der Kaiser endlich seine Italienfahrt antreten können. In Barcelona waren die sehulichst erwarteten vierzig Maultiere mit Geld aus Portugal und Castilien eingetroffen. Hier hatte der Hof auch die Nachricht von der Niederlage St. Pols bei Landriano erhalten, „als wenn die Sache des Kaisers von Gott selbst wunderbar geführt würde“, bemerkte Gattinara. Alle Voraussetzungen für einen guten Verlauf der Fahrt schienen gegeben. Freilich kam noch eine letzte Warnung vor der Italienfahrt aus der Feder Margaretes. „Mein Gebieter“, schrieb die Lante, „Euer tapferer und hochherziger Sinn verlangt die Fahrt nach Italien; mir und allen Euren Dienern hierzulande hat diese Sorge für Eure Ehre und Reputation, Eure Sicherheit und Eure Staaten tiefe Befriedigung gegeben. Allein die Gefahren für Eure Person und die Schwierigkeiten der Sache erwecken zugleich Bedenken und Sorgen.“ Der Kaiser dürfe die Fahrt erst unternehmen, wenn er mit Geld, Truppen und Lebensmitteln ausgiebig versehen sei; sonst könne es ihm gehen wie einst Karl VIII von Frankreich, der glücklich ins Land kam, aber schon in Rom an Geldmangel litt, zurückkehren mußte und seine Ehre einbüßte.

Indessen, die Dinge waren nun einmal im Rollen und diese Einwände dem Kaiser zu vertraut, als daß er sich dadurch noch hätte hindern lassen. Außerdem war ein gut Teil der Befürchtungen Margaretes mittlerweile überholt. Ende Juli stach man in See, landete am 6. August in Monaco, am 9. in Savona, am 12. in Genua. Von hier ging es über Tortona, Voghera, Piacenza, fast zur

Enttäuschung des jungen Kaisers durch ein bereits befriedetes Land nach Bologna, wo er am 6. Dezember feierlich eintritt.

Die Renaissance entfaltete alle ihre Pracht zu seinen Ehren. Die herrliche Stadt im Schmuck der Teppiche und Girlanden, der plastischen Kunstwerke und der Scheinarchitekturen, stellte an ihren Triumphbögen das ganze wiedererstandene Altertum als eine historische Interpretation von Land und Volk vor den schaulustigen Augen dar. Dem vierundsechzigjährigen Gattinara, der unterwegs den schon 1525 versprochenen Kardinalspurpur erhalten hatte, mochte das Herz klopfen, als er hier nun wirklich die Bilder der römischen Kaiser Cäsar, Augustus, Titus und Trajan neben den Wappen seiner kaiserlichen Majestät bemerkte. Er ritt im nächsten Gefolge des Kaisers neben Heinrich von Nassau, Alessandro Medici und dem Markgrafen von Montferrat, selbst Graf und Markgraf eines kaiserlichen Lehens in Piemont. Die Nachricht von der rühmlichen Abwehr der Türken, die in wütenden Stürmen Wien berannt hatten, vergoldete das Bild dieses Tages der Erfüllung für den Kanzler.

Schon vorher hatte Clemens VII sich dort eingefunden, und wochenlang sah man nun die eben noch anscheinend unversöhnlich verfeindeten Häupter der Christenheit in vertraulichem Gespräch. Denn ihre Gemächer im Palazzo Publico waren durch geheime Türen miteinander verbunden. Der Aufenthalt zog sich fast vier Monate hin, vom Dezember 1529 bis gegen Ende März 1530. Man versteht den Verzug nur schwer, da Ferdinand immer dringender um das Kommen des Kaisers und um seine Hilfe gegen die Türken bat.

Was fesselte den Kaiser eigentlich solange scheinbar tatenlos an Bologna? Er hatte sich im Sinne seines großen Entschlusses die Fahrt ursprünglich ganz anders gedacht. Nun überkam ihn ein fast schwindelndes Gefühl angesichts der täglich wechselnden politischen Lage, die seiner mühsam gefaßten Entschlüsse zu spotten schien. Er empfand selbst das Bedürfnis, sich vor dem Bruder zu rechtfertigen, und tat das in dem sehr ausführlichen und vertraulichen Schreiben vom 11. Januar. Dabei lehnte er sich, wenn nicht alles täuscht, noch einmal, wie in früheren Fällen, eng an Formulierungen Gattinaras an, die durch seinen eigenen natürlichen und etwas sentenziösen Stil wie Gerüste hindurchschimmern. Das Ganze ein gegen 1525 doch sehr viel reiferer Versuch, sich über die Gesamtheit seiner schwierigen Lage Rechenschaft zu geben.

Er wünschte, sein Brief könne fliegen und auch die Antwort käme sobald als möglich. Auf Ferdinands Anfrage wegen eines Vertrages mit den Türken stellte er nüchtern fest, daß sie beide allein die Mittel zum erfolgreichen Kampf gegen den Großherrn nicht besäßen, daß die anderen Fürsten gerade ihnen beiden

auch keine nennenswerte Hilfe leisten werden. Ein Frieden selbst mit Opfern sei nicht von der Hand zu weisen. Freilich würden hernach alle behaupten, was Wunder sie hätten leisten wollen, und ihn erinnern an seine oft ausgesprochene Absicht, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Der Sultan könnte auch denken, Ferdinand habe den Frieden nötig und er hätte nur noch ein wenig auszuhalten brauchen, um Größeres zu erreichen. Oder aber, er würde sich, nunmehr gegen Ferdinand gedeckt, erst recht gegen den Kaiser wenden. Doch die Gründe für den Vertrag überwogen diese Bedenken. Freilich, der Papst richtete soeben durch die bei ihm beglaubigten Gesandten an die Fürsten und Mächte eine Aufforderung zur Türkenabwehr; die Antworten würden langsam eingehen und könnten lauten: Warum sollen wir Hilfe leisten, wenn Ihr Frieden macht? Da es weiter gut wäre, abzuwarten, wie sich die Dinge in Deutschland anließen, rate er zum Hinhalten durch eine vorläufige Antwort, nicht durch eine Gesandtschaft, wobei der Verzug zu entschuldigen und die Bereitwilligkeit auszudrücken wäre, lieber in Güte als in Waffen mit dem Sultan zu handeln.

Was aber sein eigenes weiteres Verhalten und die Fahrt nach Deutschland betreffe, so bitte er (fast als wollte er das eben gegebene Rezept für sich verwenden) zunächst um Rat über drei Möglichkeiten. Entweder sich sogleich krönen zu lassen und bald zu kommen, oder die Krönung in Rom zu suchen und im Mai oder Juni nach Deutschland zu ziehen; oder endlich, falls das wegen Deutschland angehe, zunächst in Neapel nach dem Rechten zu sehen und erst im Herbst in Deutschland zu sein. Damit Ferdinand klarer sehe, wolle er noch einmal alles zusammenfassen, sowohl die Gründe für seinen Zug aus Spanien nach Italien, wie die Veränderungen, die seitdem eingetreten seien, und zum dritten die gegenwärtige Lage.

Sein Hauptgrund für die Fahrt sei gewesen, daß man mit dem bisherigen Verhalten in Italien nie den Frieden gemacht und nie den Krieg beendet hätte, während seine Mittel zu Ende gingen; daß die großen Häresien in Deutschland die Gefahr eines anderen römischen Königs mit sich brächten, während er nur als gekrönter Kaiser für Ferdinand eintreten könne. Endlich wüßte er Neapel zu besuchen, wenn es gehe. Denn er wolle Italien den Frieden bringen. Es vollkommen beherrschen zu wollen, hieße „ewig“ kriegen und niemals die gewünschte Freundschaft mit dem Papst gewinnen. Obwohl ihm viele abrieten, habe er sich doch zur Fahrt entschlossen.

Nun sei aber manches ganz anders gekommen, als er sich gedacht habe. Weil viele die Fahrt nicht wollten und man auf das portugiesische Geld wartete, verspäteten sich alle Zurüstungen. Untermwegs sei dann die Nachricht von dem Frieden mit Frankreich gekommen und damit die Absicht auf Kriegführung

in Italien gefallen. Andererseits habe Ferdinand erfreuliche Nachrichten über den Verlauf der Türkenabwehr geben können; beides ließ ihn sich gründlicher der Ordnung Italiens widmen, wodurch er freilich dem Bruder ferner blieb, als wenn er gleich auf Venedig gerückt wäre. Er habe also seine friedliche Einstellung betont, aber „wie man meist das Gegenteil erreicht, wenn man eine Sache sehr zu begehren scheint“, so sei es auch hier gegangen. Der Papst verlangte Erfüllung seines Versprechens gegen Florenz. Man trug ihm vor, daß in 15 bis 20 Tagen alles bereit sei; dann hieß es, man brauche sehr viel länger, und nun ziehe sich die Sache noch immer hin, unklar ob in Güte oder Gewalt. In der Zwischenzeit habe er wenigstens die Verträge mit Venedig und dem Herzog von Mailand abgeschlossen. Hier die Herrschaft für sich oder Ferdinand in Anspruch zu nehmen, wäre nicht gegangen, wenn man nicht einen „unsterblichen Krieg“ wollte. Denn immer bleibe es unsicher, ob Frankreich wirklich Frieden halte. Es neige zu England, wo der König seine Frau, ihre Tante, ohne Zulassung des Papstes, verlassen wolle. Frankreich und England würden vom Kriege absehen, wenn sie den Frieden in Italien sähen (wieder ein echt Gattinarascher Gedanke). Neapel habe er wieder fest in Händen und 21 000 Mann verfügbar. Es blieben nur noch die Sorgen um Florenz und um Ferrara. Denn es empfehle sich, jetzt auch die letzten glimmenden Funken auszutreten.

Und so sehe sich denn die gegenwärtige Lage an. Er wolle dem Papst sein Wort halten, obwohl einige von diesem jede Unehrllichkeit erwarteten; wolle auch Frankreichs Verhalten abwarten, das angefangen habe in bezug auf Neapel, Stenay und Hesdin seine Bedingungen zu erfüllen. Aber es bestehe bei vielen die Vermutung, daß der König seine Praktiken in Italien weiter treibe, in Florenz und in Venedig, und daß er den Frieden breche, vor oder nach der Freigabe seiner Söhne. Was England betreffe, so wolle der Papst die skandalösen Ansprüche des Königs nicht bewilligen, scheue sich aber, die Obödienz des ganzen Landes zu verlieren. Der König werde Dummheiten machen, die Grund genug wären zum Kriege. Der Vertrag mit Andrea Doria laufe im Mai oder Juni ab, doch hoffe er ihn zu behalten. Aus alledem ergebe sich auch die Frage, ob er Zeit behalte, sich in Rom krönen zu lassen, was einige als das Wesentliche ansähen, oder ob es hier in Bologna sein solle, damit er bald kommen könne. In diesem Falle müsse Ferdinand sagen, was in Sachen der Häresien zu geschehen habe, und was in Sachen der Königswahl, die er unter allen Umständen durchsetzen werde.

Der Brief sei lang geworden und sehr vertraulich, doch sei noch mehreres „in der Feder stecken geblieben“, was er hoffe bei ihrem persönlichen Zusammensein zu besprechen.

So also betrachtete der Kaiser Mitte Januar die Lage. Noch waren Rom und Neapel nicht endgültig aufgegeben. Da gab das erneute Drängen Ferdinands den Ausschlag. Auch Margarete warnte von den Niederlanden aus, nicht Zeit und Geld dem Papst zuliebe zu zersplittern, da Ferdinand so dringend der Türkenhilfe bedürfe. „Ihr Häupter der Christenheit“, schrieb sie dem Neffen, „könntet dort zulande niemals soviel Ehre gewinnen, als Ihr verliert durch Versäumung der Türkenabwehr.“ Zur Geldbeschaffung bleibe nichts anderes übrig, als in der ganzen Christenheit einen Teil der Kirchengüter zu verkaufen, zumal der Ritterorden, auch in Preußen — angesichts der Tatsache, daß die deutschen Fürsten, insbesondere die lutherischen, sie ganz unbefangen zu Domänen machten. Der Papst müßte dazu die Hand bieten. Eine allgemeine Tagung der Christenheit sei gewiß zu umständlich, aber sie empfehle drei große Versammlungen, eine beim Kaiser für Italien und Spanien, eine zweite unter ihrer Leitung in Cambrai für Frankreich, England und Schottland; und eine dritte für ganz Deutschland und die Nebenländer unter Ferdinand — alles zu beschleunigten Maßregeln für eine große Türkenexpedition. Das war in der Kreuzzugs-idee echt burgundisch und zugleich echt maximilianisch gedacht, Dreiteilung Europas unter die habsburgischen Geschwister.

In Bologna bewegte man sich keineswegs in solchen Gedanken. Auch die Meinung des Papstes war auf ganz andere Dinge gerichtet, als auf Opfer aus den Mitteln der Kirche. Von den Einzelheiten seiner Verhandlungen mit dem Kaiser erfahren wir allerdings wenig; am unmittelbarsten spricht zu uns einer jener von Karl benutzten, teilweise eigenhändigen Notizzettel, der sich zufällig in Simancas erhalten hat. Da steht an der Spitze: „das wegen der Königin von England“ — wir kennen die Sache. Dann „die Bestätigung der Bulle wegen Ausdehnung des königlichen Patronats und Bestätigung der Union der drei Großmeisterschaften“; weiter „ein Breve mit der Ermächtigung, über ihre Rente noch für neun Jahre nach meinem Tode zugunsten meines Seelenheils verfügen zu dürfen“ — diese Gedanken begleiteten den Kaiser also auch jetzt auf der Höhe seines Lebens. Ähnlich der Wunsch einer Abänderung des Breve mit der Absolution wegen des Sacco di Roma — und so noch eine Reihe von eigenen Anliegen und solchen der spanischen Krone und Kirche, wie „das, was die Inquisition betrifft, worüber ich ein Memorial habe“; auch die Pensionen, die der Papst beziehe aus der Kirche von Toledo.

Nach den späteren Memoiren des Kaisers wurde auch über das Konzil verhandelt, worauf wir bald zurückkommen.

Die Angelegenheiten Italiens erschienen den beiden hohen Herren im Augen-

blicke offenbar als das weitaus Dringendste. Francesco Sforza erhielt Gelegenheit zur Rechtfertigung und daraufhin die förmliche Belehnung mit Mailand. Wie hätte ihn der Kaiser auch schuldig sprechen können, nachdem der viel schwerer belastete Papst mit ihm vertragen war? Venedig kam durch Contarini in allen Punkten entgegen. Wegen Ferrara gab es Schwierigkeiten, aber keinen Streit.

Auf Kaisers Geburtstag 1530 wurde die Kaiserkrönung anberaumt. Man sah um Deutschlands willen endgültig von Rom ab. Karls Wunsch, bei dieser Feier deutsche Fürsten um sich zu sehen, scheiterte an der Kürze der Zeit; nur der junge Pfalzgraf Philipp, der Neffe des Kurfürsten und des Pfalzgrafen Friedrich, war zugegen; er trug beim festlichen Zuge in die Kirche dem Kaiser den Reichsapfel voran, wenigstens ein Symbol von Kurpfalz und vom heiligen Reiche deutscher Nation. Am 22. empfing Karl die eiserne Krone der Lombardei aus den Händen des Papstes, am 24. Februar die Kaiserkrone; wiederum ein Prunkfest großen Stils. Zum letzten Male sah die Welt im vollen Ornat die höchsten Ämter von Kaiser und Papst so, wie sie seit zwei Jahrhunderten zahlreiche Fresken italienischer Kirchen und Stadthäuser darstellten.

Die einzige Aufgabe, die der kaiserlichen Generale in Italien noch wartete, war zugleich die trübste. Clemens VII bestand auf der Unterwerfung von Florenz. Ein letzter wenig würdiger Sprößling aus dem Geschlecht des alten Cosimo war als Herzog in Aussicht genommen; der Kaiser dachte ihm später seine damals erst achtjährige natürliche Tochter Margarete zur Ehe zu geben.

So zogen denn drei Jahre nach dem Sacco di Roma kaiserliche Truppen vor das viel edlere Florenz, um es mit Gewalt zu erobern und unter die Herrschaft des Hauses Medici zurückzuzwingen. Mit der Blüte der Kunst sollte nun auch die letzte Bürgertugend zugrunde gehen. Es geschah nach langen Kämpfen im Lande und um die Mauern, wobei Michelangelo Buonarotti selbst als Feldbaumeister mitwirkte; und nach beiderseits schweren Verlusten. Denn auch der Kaiser mußte ein hohes Opfer bringen mit dem Leben des jüngsten und hoffnungsvollsten seiner Generale, des Philibert von Chalon, Herrn von Dranien, der bei einem der Außengefechte dieses Krieges am 3. August vor Gadinana, unweit Pistoja, mitten im Reitergetümmel zu Tode getroffen wurde. Seine Mutter setzte ihm ein Denkmal durch Konrad Meit, den Bildhauer der Erzherzogin Margarete; seine Titel erbte René, der Sohn seiner Schwester Claude und Heinrichs von Nassau; so kam „Dranien“ an Nassau.

Inzwischen hatte der Kaiser Italien längst verlassen. Im April, Mai und Juni zog er über Mantua, Peschiera, Rovereto, Trient und Innsbruck nach Deutschland. Er trat ein in das Land seines Schicksals und, als ob die alte

Zeit sichtbarlich von ihm weichen sollte, verlor er zu Innsbruck am 5. Juni nicht ganz unerwartet seinen Großkanzler, Mercurino Gattinara, dessen Erdentage nur Arbeit gewesen waren für das kaiserliche Haus, dessen Lebensabend ihm aber jene Erfüllung gebracht hatte, die sein letztes Lebensziel gewesen war, Kaiserkrönung und Befriedung Italiens.

Der Tod Gattinaras bedeutete für Karls innere Entwicklung den Abschluß. Fortan hat niemand mehr entscheidenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Von einem Oberstkämmerer in der Art des Chivères war schon längst keine Rede mehr. Dagegen begleiteten den Kaiser noch für drei Jahre die brieflichen Rat schläge seines früheren Beichtvaters Loaysa, den er eines Tages ziemlich schroff aus dem Staatsrat entfernt hatte, und der jetzt, obwohl zum Kardinal erhoben, sich in Rom wie verbannt fühlte. Er schrieb in dem höflich ergebenen Tone des Mannes, der am liebsten jeden Tag zurückgekehrt wäre. „Wenn meine Abwesenheit von Eurer Majestät damit bezahlt wird, daß Ihr im Guten beharrt, dann werde ich meine Strafe als eine Freude hinnehmen.“ Karl, der Loaysas Klugheit schätzte und ihn zu seinen Briefen offenbar immer wieder ermunterte, holte ihn doch nie wieder in seine unmittelbare Nähe. Immerhin war es Loaysa, der Karl als Ersatz für Gattinara die beiden Männer empfahl, die in der Tat fortan seine vornehmsten Ratgeber wurden, Cobos und Granvelle. „Ich hielt immer dafür“, schrieb er, „daß Cobos der Schrein Eurer Ehre und Geheimnisse sei, daß er Eure Mängel ausgleiche und seinen Herrn zu entlasten wisse. Er wendet nicht viel Geist an, um Feinheiten und Witzworte zu sagen wie andere. Aber er murt nicht über seinen Herrn und ist allgemein beliebt. Herr von Granvelle aber ist ein gewandter Anwalt und guter Lateiner, eine Persönlichkeit und guter Christ, verständig in Geschäften. Er ist im Verkehr nicht so angenehm, wie der Staatssekretär, aber wenn er ein Amt hat, so wird er auch Geduld bekommen. Mein Votum also wäre, daß Eure Majestät Ihr eigener Großkanzler sei, aber alle Geschäfte mit diesen beiden behandelte.“

Der Nachfolger Lalemands als Kabinettssekretär, Anton Perrenin, erscheint noch in der Beglaubigung des Codicills von 1532 neben Cobos als Sekretär und öffentlicher Notar, ist ihm aber politisch nicht ebenbürtig geworden, da er für die außerspanischen Dinge durch Granvelle völlig in den Schatten gestellt wurde. Dieser war seinerseits nie Sekretär, sondern Diplomat und Staatsmann. 1486 zu Ornans in Burgund geboren, hatte er ähnlich wie Gattinara seinen Weg über Dôle, den Dienst der Erzherzogin Margarete und die Gesandtschaft in Frankreich genommen; er wurde der eigentliche Bearbeiter der großen Politik. Dafür lagen Cobos' besondere Qualitäten auf dem Gebiete

des Finanzwesens, wobei er als kluger Geschäftsmann sich selbst nicht vergessen hat. Aus bescheidenen Anfängen hatte er sich unermüdlich emporgearbeitet; schon Chièvres unentbehrlich, vereinigte der aufgeräumte und gewandte Andalusier nach und nach die Sekretariate der wichtigsten castilischen Ministerien in seiner Hand. So zog er nicht geringeren Nutzen aus seinen Stellungen als einst Chièvres; nur waren seine Renten technisch geschickter an die Finanzquellen angeschlossen; als Sekretär des Indienrates gewann er die Kontrolle des Schmelzens und Eichens der Edelmetalle mit einer Abgabe von 1% und ähnlich gewinnbringende Salzrechte, ebenfalls für alle amerikanischen Kolonien — was ihm gewaltige Einnahmen verbürgte.

Mehr noch als auf Personalien erstreckten sich Loaysas Ratschläge nach wie vor auf das persönliche Leben des Kaisers. Die oft scheinbar harten Urteile heben sich in ihren Übertreibungen selbst auf. Gleichwohl bleiben sie doch überaus lehrreich für die ernste, vulgär kirchliche Auffassung von sittlichen Dingen, in der sich der Kaiser bewegte. Er könne sich jederzeit auch aus dem tiefsten Sündenpfuhl wieder erheben, jederzeit „ein neues Hauptbuch für das Gewissen anlegen“, schrieb der Kardinal. „Möge Eure Majestät überzeugt sein, daß Gott niemandem ein Reich gibt, ohne ihm damit eine größere Verpflichtung aufzuerlegen, ihn zu lieben und seine Gebote zu bewahren.“ „Immer stritten in Eurer königlichen Person Trägheit und Ruhm. Ich hoffe, daß Gottes Gnade Euch in Deutschland gebe, Eure natürlichen Feinde, das Wohlleben und die Zeitvergeudung, zu überwinden.“

Solche Gedanken werden den Kaiser selbst beschäftigt haben. Kriegsrühm in Italien zu ernten war ihm wider Erwarten versagt geblieben. Vielleicht winkten ihm auf anderem Gebiet Ehre und Reputation. Bisher waren nach oft furchtbaren Prüfungen schließlich noch immer seine kühnsten Träume übertroffen von märchenhaften Erfolgen. Sollte es ihm nicht gelingen, die Abgewichenen zurückzuführen und die Ungläubigen mit Gottes Hilfe niederzuschlagen? Loaysa hatte er einmal gestanden, es verlange ihn, sein Leben einzusetzen. Der Reichsvater bezog sich darauf: Die Gelegenheit sei nun da.